

Zeitschrift: Freidenker [1956-2007]
Herausgeber: Freidenker-Vereinigung der Schweiz
Band: 62 (1979)
Heft: 5

Artikel: Mehr Verständnis, bitteschön!
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-412490>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

auch so einen Hang! Er hatte vorher schon viel Deutsch gelesen; nun gewöhnte er sich auch Deutsch zu schreiben und machte deutsche Verse... Er war mein bester Freund... aber ich zog von ihm, ich konnt's nicht mit ansehen. Er fing sogar an Komödien zu schreiben... der Kerl hiess — Lessing.»

Dieser «Kerl» ist seinen Studienkollegen und Zeitgenossen unheimlich und bewunderungswürdig zugleich. Er will seine «eigenen Gedanken mitteilen» und ist bestrebt, «sie allezeit von der Vernunft und von den Beispielen alter und neuer Meister» zu unterstützen, wie er bekennt. Er zitiert den spanischen Gelehrten Johann Huart: «Er ist kühn, er verfährt nie nach den gemeinen Meinungen, er beurteilt und treibt alles auf seine besondere Art, er entdeckt alle seine Gedanken frei und ist sich selbst sein eigener Führer.» Damit hat sich Lessing weithin treffend selber charakterisiert. Aus dem Dreigespann, dem Literaten Nicolai, Moses Mendelssohn und Lessing, lobt der erste dessen feurige Einbildungskraft und seinen Scharf sinn und sagt, dass sie damals alle drei in der Blüte ihrer Jahre «voll Wahrheitsliebe und Eifer» und von «unbefangenem Geiste» gewesen seien und keine andere Absicht gehabt hätten, «als wissenschaftliche Ideen aller Art» in sich zu entwickeln.

Bei aller Liebe zu seinen Eltern, schreibt Lessing ihnen, dass die Bücher ihn wohl gelehrt, «aber nimmermehr zu einem Menschen» gemacht hätten. Der Zwanzigjährige teilt seiner Mutter mit: «Wenn ich auf meiner Wanderschaft nichts lerne, so lerne ich mich doch in die Welt schicken, Nutzen genug!» —

Lessing begeistert sich für Logau, den Dichter des 30jährigen Krieges, er macht Lichtenberg bekannt, bricht eine Lanze für Rousseau und entdeckt in der Auseinandersetzung mit ihm das grosse Werdegesetz der Kulturen: «Alles hat in der Welt seinen gewissen Zeitpunkt. Ein Staat wächst bis er diesen erreicht hat, und solange er wächst, wachsen auch Künste und Wissenschaften mit ihm. Stürzt er also, so stürzt er nicht deswegen, weil ihn diese untergraben, sondern weil nichts in der Welt eines immerwährenden Wachstums fähig ist, und weil er eben nunmehr den Gipfel erreicht hat, von welchem er mit einer ungleich

grösseren Geschwindigkeit wieder abnehmen soll als er gestiegen war.» Lessing kehrt sich ab von der «hohlen französischen Tragödie», setzt sich beschwörend für Shakespeare ein, der damals kaum bekannt und keineswegs anerkannt war: «Nach dem Oedipus des Sophokles muss in der Welt kein Stück mehr Gewalt über unsere Leidenschaften haben, als Othello, als König Lear, als Hamlet», schreibt er und ist wegweisend für den jungen Goethe, der sich an den Vollnaturen Shakespearescher Menschen inspirierte und begeisterte. So arbeitet Lessing: klar, logisch, kurz, ungekünstelt, will nicht blenden, sondern klären, nicht einschläfern, sondern wecken! Das gilt für den Journalisten an der «Vossischen Zeitung», die 1751 gegründet wurde, das gilt von dem Kritiker, der schriftstellerische Machwerke abwürgt, das gilt von dem jungen Mann, der sozusagen spielend und im Vorbeigehen seinen «Doktor» an der Universität zu Wittenberg macht, das trifft für den «Gouvernementssekretär» bei dem Kommandanten der Festung Breslau zu, das ändert sich nicht, wenn man an den Vierzigjährigen denkt, der die Wolfsbütteler Bibliothek des Erbprinzen von Braunschweig betreut oder ob man den Lessing meint, der sich mit dem freigeistigen Professor Reimarus identifiziert, dessen Nachlass veröffentlicht und damit theologische Auseinander-

setzungen heraufbeschwört, die er schliesslich mit seinem «Nathan der Weise» beantwortet, der im Mai 1779 beendet wurde. Der «Nathan» war Lessings letztes Wort an seine Zeitgenossen. Ein Leiden zehrte seine Kräfte auf. Das häusliche Glück war von kurzer Dauer gewesen. Nach jahrelangem Warten hatte er die Witwe seines hamburgischen Freundes König geheiratet. Doch vierzehn Tage nach der Geburt des nur einen Tag lebenden Sohnes starb sie im Januar 1778: «Alles, was Herz an ihm war, hatte dieser Frau gehört», urteilte Elise Reimarus, die Tochter des in Hamburg gestorbenen Reimarus. Es kamen einsame Tage. Doch dankbare, ihn verehrende Freunde kamen: Mathias Claudius und Voss in Wansbek seien genannt. —

Am 15. Februar 1781 starb Lessing. Unter einer Tanne auf dem Magnikirchhof in Braunschweig liess der Herzog Lessing begraben. Herder schrieb: «Viele Stellen in deinen Büchern werden, solange Wahrheit Wahrheit ist und der menschliche Geist das, wozu er geschaffen ist, bleibt — sie werden aufmuntern, belehren, befestigen und Männer wecken, die auch wie du, der Wahrheit durchaus dienen: jeder Wahrheit, selbst wo sie uns im Anfange furchtbar und hässlich vorkäme; überzeugt, dass sie am Ende doch gute, erquickende, schöne Wahreit werde.»

Mehr Verständnis, bitteschön!

ps. Pünktlich mit der Wiederkehr der meteorologischen Voraussetzungen kreierten auch die Reiseveranstalter wieder ihre farbigen Offerten in Katalog-Format und verhalfen durch wohlfeiles Anbieten von Pauschalpaketen den bundesrepublikanischen Jedermanns wenigstens für die «kostbaren Wochen des Jahres» zu einer Ortsveränderung.

«Alle Welt reist ... Wo waren Sie in diesem Sommer? heisst es von Oktober bis Weihnachten — wohin werden Sie sich im Sommer wenden? lautet es von Weihnachten bis Ostern; viele Menschen betrachten elf Monate des Jahres nur als eine Vorbereitung auf den zwölften, nur als die Leiter, die auf die Höhe des Daseins führt.» — Das ist keine Feststellung eines Frei-

zeit-Soziologen unserer Tage, das schrieb Theodor Fontane vor hundert Jahren. Und just jener Dichter deutscher Zunge bestätigt die Tatsache, der man auch heute noch den Gültigkeitsstempel aufdrücken kann, nämlich, «dass um dieses Zwölftel willen gelebt, gedacht und gedarbt wird, bis es der Juli schliesslich wieder einbringt».

Die Urlaubsreise, in der herkömmlich-amtschimmeligen Definition bezeichnet als «zeitlich begrenzter Ortswechsel von Personen, Familien oder Gruppen, denen es vornehmlich um Musse, Vergnügen und Bildung geht» hat einen festen Platz in unserer Wohlstandsskala eingenommen.

Die «weisse Industrie» hat es geschafft, die Urlaubsreise in den Rang

des Konsumgutes zu heben: Rio und Schanghai, Bali und Hawaii sind nahe an die heimische Haustür gerückt.

Doch nun die Gretchenfrage, die besonders an den Fernreisenden, den Kontinentenbummler gerichtet ist: Wie hältst Du's mit der Völkerverständigung, dem Verständnis für die Probleme der anderen?

Bringen die Reisen der Reichen in die Länder der Armen auch die Menschen einander näher? Werden auf dem Rückflug nur belichtete Filme der touristischen Glitzerfassaden befördert oder hat der Heimkehrer erfasst, welche Trostlosigkeit oft in den Hinterhöfen der Exotik-Enklaven nistet?

Mit beachtlichen Zuschüssen fördert das Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit die Touristenflut in aussereuropäische Entwicklungsländer; die Diskussion über den Strom der Fernflieger und seine Folgen wird weitergeführt. Fest steht jedoch, dass die Devisen der Touristen zu 70 Prozent zurück ins Industrieland sickern, dass die «neuen Weissen» beim «schwarzen Bruder» Konsumerwartungen wecken, die sein Land nicht erfüllen kann. Völkerverständigung findet durch Isolierung der Gäste in Touristenghettos so gut wie nicht statt; vielmehr kommen die Fernreisenden mit bestätigten Vorurteilen zurück, die sie dann auch noch

weiterverbreiten. Diese Schlaglichter lassen ahnen, dass der Ferntourismus ein zweischneidiges Schwert ist.

Exotik vernebelt den Blick für die dortige Not: gesehen werden der herzschwarze Wuschelkopf, der Bauer, der mit Primitiv-Pfluggeräten den kargen Boden beackert, die sariumhüllte Wasserträgerin mit dem Kastenzeichen auf der Stirn — diese Menschen werden oft ungewollt zu Akteuren einer exotischen Kuriositäten-Schau herabgewürdigt.

Notwendig ist mehr Verständnis, dass im Entwicklungsland alles anders ist. Andere Religionen, tradierte Verhaltensnormen, Analphabetentum, geographische Gegebenheiten, das Fehlen wichtiger Grundnahrungsmittel, Krankheiten, Seuchen, fehlende Hygiene — oft geboren aus dem Nicht-Wissen —, und ungenügende Gesundheitsvorsorge — das sind Hemmnisse, die, wenn auch nicht so rasch zu beseitigen sind, so doch im Konzert mit ihren Ursachen zu erkennen sein sollten.

Reisen ist für uns modernes Freiheitserlebnis und damit hochempfindliches Recht auf Lebensentfaltung geworden. Ob der Tourismus in ferne Länder in die Sackgasse führt oder ein Brückenschlag ist — die Zukunft wird weisen, ob wir mit ihm umzugehen imstande sind.

mung entdecken. Gesetze bestehen schliesslich zur Hauptsache aus Ausnahmebestimmungen: das macht sie so reizvoll. Nun, der besagte Beamte sah mich mit umflorten Augen an und sagte nicht ohne einen leisen Tadel in der Stimme: «Ja haben Sie denn die letzten zwanzig Jahre geschlafen? Lesen Sie keine Zeitungen? Kennen Sie das Zivilverteidigungsbuch nicht? Oder legen Sie keinen Wert aufs Ueberleben?»

Nun, man kann geteilter Meinung sein, ob das Ueberleben in radioaktiv verseuchter Luft empfehlenswert und der Gesundheit zuträglich sei.

Da bei Meinungsverschiedenheiten mit Amtsstellen immer die Arntsstelle recht hat, wurde ich denn eben zum Bau eines Luftschutzkellers verknurrt. Gleichzeitig wurde mir bedeutet, dass es von nun an nicht mehr Luftschutz heisse, sondern Zivilschutz. Weiter wurde ich darüber aufgeklärt, besagter Keller hätte nicht vor der Luft an sich, sondern vor den in ihr umherschwirrenden Bombensplittern, Gaschwaden, Bakterien und andern harmlosen, niedlichen Delikatessen zu schützen. Ich erklärte mich als folgsamer Staatsbürger als geschiagten und zur Maulwurfsarbeit bereit, und besprach die Sache weiter mit meinem Architekten.

Der war Fachmann auf diesem Gebiet. Ein Luftschutzkeller in unserer Zeit hat ungefähr dieselbe Bedeutung und denselben Zweck wie anno dazumal die Arche Noah: er soll verhindern, dass die Menschheit an ihren kulturellen Errungenschaften vollständig zugrunde geht, so dass also nachher immer noch jemand da ist, der einer staunenden Nachwelt die Geschichte der Zivilisation unseres Jahrhunderts überliefern kann. Also mit einem Wort, eine sehr nützliche Einrichtung, auch wenn sie einen schändlichen Haufen Geld kostet. Aber man muss an sie glauben, wenn sie nützen soll.

Weil mein Bauplatz am steilen Berghang steht, fand es mein Fachmann für angebracht, den Schutzraum in einen Stollen dorthinein zu verlegen, statt ihn im Keller unterzubringen, und er hatte seine guten Gründe dazu. Denn erstens ist man im Keller doch nur halb geschützt. Stürzt das Haus zusammen, und das ist doch schliesslich sein Zweck während des Luftkrieges, so begräbt es mich mitsamt dem Keller. Oder geruht eine Sprengbom-

Höhlenbewohner

Von Jakob Stebler

Dreihunderttausend Franken gedachte ich für mein Einfamilienhaus auszulegen. Das ist viel Geld, besonders wenn man es noch nicht hat und erst mühsam zusammenkratzen muss. Immerhin die Bank liess mit sich reden und ermöglichte mir, ein Zelt zu bauen, das alle Schikanen und allen häuslichen Komfort der Neuzeit und der nächsten hundert Jahre hinter einer geradezu raffinierten Einfachheit der Aussenfassade verbergen sollte, ein Haus, dessen gastfreundlicher Ruf Jahrhunderte überdauern würde.

Bevor es so weit war, hatte ich vor einer Luftschutz-Amtsstelle zu erscheinen und ihr meine Reverenz zu erweisen.

Im Tierschutzverein bin ich eingeschriebenes Mitglied, einem Men-

senschutzverein gedenke ich demnächst beizutreten, den Luftschutzverein aber kannte ich nur vom Hörensagen, und es war mir bisher noch reichlich unklar gewesen, vor wem oder wovor denn die Luft geschützt werden müsse. Ich trabte also vor und liess mich aufklären, dass nicht die Luft vor mir, sondern ich vor der Luft geschützt werden sollte, und man mir es deshalb zur unabdingbaren Pflicht mache, gemäss Artikel siebenhundert und ungrad irgend eines Gesetzes als Zugemüse zu meinem Bungalow einen eigenen, vorschriftsgemäss ausgerüsteten Luftschutzkeller auszugraben. Ich stellte mich erst ein bisschen dummi in der Hoffnung, der Beamte werde für meinen Fall ein Auge zu drücken oder eine Ausnahmebestim-